

Udo Sierck: Von Bobath nach Lourdes – eine ernst gemeinte Reise durch die Welt der Wunder(-heilungen)

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 31.01.2011

In einer Aufsatzsammlung zum Gedenken an die Therapeuten Berta und Karel Bobath steht einleitend der Satz: Kinder, Eltern, Ärzte, Krankengymnasten, Ergotherapeuten und Logopäden werden „überall in Dankbarkeit, Liebe und Verehrung“ (1) ihr Andenken bewahren.

In der Basilika von Lourdes sind an den Säulen Danksagungen für empfangene Wunderheilungen zu lesen: Man werde für immer „in Dankbarkeit, Liebe und Verehrung“ der Mutter Gottes gedenken.

Gibt es neben der identischen Wortwahl der ehrfurchtsvollen Bekundungen eine Verbindung? Zunächst die, dass sich die ganz unterschiedlichen ‚Segnungen‘ auf kranke und behinderte Menschen beziehen. Ihr Zustand soll verändert und aus der Sicht der Heilsbringer verbessert werden. Entgegen aller Erfahrungen wird auf eine Veränderung hin zu gewohnten Anblicken und Zuständen gehofft. Und da kommt das ‚Wunder‘ ins Spiel. Denn die Definition von ‚Wunder‘ lautet im Deutschen Wörterbuch allgemein als ein Ereignis, das „der Erwartung widerspricht“. (2)

Obwohl außerhalb kirchlicher Kreise schwer jemand zu finden ist, der eingesteht, an Wunder zu glauben, ist in der Alltagssprache das Wunder allgegenwärtig.

Für die Fußballhistoriker gibt es das Wunder von Bern, die Ökonomen bejubeln zur Zeit das deutsche Jobwunder, gefolgt vom deutschen Börsenwunder. Die Architektur hat ihre sieben Weltwunder, die Magazinseiten der Tageszeitungen feierten mit der Rettung von verschütteten Bergleuten das Wunder von Chile. In der Musik taucht regelmäßig ein Wunderkind auf, in der Apotheke liegt die Wundersalbe aus und man kann per Mausclick im Wunderland einkaufen. Wir finden irgendetwas wunderbar, wundervoll oder wunderschön.

In der Regel sind die Wunder positiv gewendet, nur selten besitzen sie einen negativen Beiklang. Etwa wie bei der Meldung zum Ausbruch einer Epidemie auf Haiti: „Es ist ein Wunder, dass sie so spät kommt“ (3) Oder die Anmerkung: „Der wird wunderlich.“

Die Wunder nehmen an Häufigkeit zu, je näher körperliche Probleme kuriert werden sollen. Solche Ereignisse sind der historischen Forschung bekannt. So zählt ein Historiker aus Kirchenakten für das 11. und 12.Jahrhundert rund 2700 Wunderheilungen, vorwiegend an Menschen mit Lähmungen, Erblindungen, „Taube und Stumme“ sowie „Besessene“. Viele dieser Heilungen

werden heute damit erklärt, dass es sich um psychosomatische Störungen oder vorübergehende Beeinträchtigungen gehandelt hat, die ein Wunder geschehen lassen konnten. Für diese Einschätzung spricht, dass im Spätmittelalter Wunderheilungen von nachhaltig behinderten Menschen kaum mehr Erwähnung finden. Die behinderten Frauen und Männer tauchen jetzt in Zeichnungen oder Akten als Bettler auf und sind als solche nicht geeignet, den Ruhm der Wallfahrtsstätten zu erhöhen. „Spätmittelalterliche Wunderberichte setzen auf jeden Fall verstärkt auf das soziale Ansehen beziehungsweise Kapital von Zeugen und Geheilten“, wie die Soziologin Gabriela Signori in ihrer historischen Analyse der Wunder anmerkt. (4) Menschen mit angeborenen Behinderungen spielen fortan für die Selbstdarstellung der Kirche keine Rolle mehr. Dies ändert sich erst wieder mit den Darstellungen der Wunder-Grotte in Lourdes.

Aus der Gegenwart zunächst ein eher skurriles Beispiel:

Im Schollener See im Nordosten Sachsen-Anhalts wird fleißig im Matsch gegraben: Bereits 1931 hatte der Geologe Prof. Robert Potomé die glibberige Masse als den „Idealtypus eines deutschen Naturheilschlammes“ definiert. Seither heben Einheimische den Schlamm und verschicken ihn in kleinen und großen Kilopäckchen ins In- und Ausland. Die Ortsansässigen sprechen von einem „Wundersee“, denn der zu Tage geförderte Heilschlamm Pelose soll gegen Rheuma, Nervenentzündungen oder Sportverletzungen helfen. (5)

Doch auch die moderne Medizin bemüht für sich die Wunder, insbesondere bei schweren Erkrankungen mit ungewissem Ausgang. So heißt es in einem Bericht:

„Die Überlebenschancen seiner Krebspatientin standen bei nahezu null, zumindest nach der Statistik. Doch dann erlebte der Chirurg ..., dass es sich manchmal lohnen kann, die Voraussetzungen für ein Wunder zu schaffen. (...) Die Patientin ... brauchte zwei Monate, um sich von der Operation zu erholen. Aber das Wunder trat ein: Die Frau blieb nach dem Eingriff tumorfrei.“ (6)

Und eine renommierte Wochenzeitschrift überschreibt ihr Dossier mit:

„Einer wurde geheilt. Mehr als 33 Millionen Menschen sind weltweit mit dem Aids-Virus HIV infiziert. In Berlin gelang Ärzten jetzt ein Wunder.“ (7)

Die Wunder in der Medizin gelten unhinterfragt als Hoffnungsträger. Eher Verständnislosigkeit ernten Aussagen wie die des Studienberaters Christian Papadopoulos, der seit 38 Jahren mit der Duchenne-Muskelschwäche lebt und nach Prognosen der Ärzte längst das Zeitliche hätte gesegnet haben sollen: Fände sich morgen ein „Wundermittel, das ihn wieder gehen machen würde“, er wüsste nicht ob er es nehmen wollte. Die Behinderung sei eben eine seiner Eigenschaften. (8)

Meine persönlichen Begegnungen mit der Hoffnung auf ein Wunder begannen mit diversen Normalisierungsversuchen. „Ein gesundes Kind ist wie ein eigenes Haus oder beruflicher Erfolg“, erzählte eine Mutter. Wenn der Nachwuchs dem nicht entspricht, muss ein Wunder her. Deshalb wurde ich als kleiner Junge zum Heilpraktiker irgendwo bei Itzehoe geschleppt, der ansonsten auf das Besprechen von Gürtelrosen abonniert war. Er nahm regelmäßig meinen Kopf zwischen Arm und Brust und drehte ihn ruckartig um 90 Grad. Diese Tortur sollte die spastische Lähmung vertreiben. Die Wunderheilung versagte und ich kam nach einem Dutzend vergeblicher Versuche wider meiner Erwartung mit ungebrochenen Halswirbeln davon.

Seinerzeit zu früh gefreut, denn kurz darauf begannen die jahrelang anhaltenden Bemühungen in der Sonderschule aus einem behinderten Schüler einen zumindest unauffälligen Jugendlichen zu machen. Bobath-Übungen, Logopädie, Ergotherapie – mit Macht wurde daran gearbeitet, zu beweisen, was die Fachkräfte in ihrer Ausbildung gelernt hatten. Ich habe während dessen gelernt, was ich nicht kann. Meine Eltern hegten insgeheim den Wunsch, hier möge ein Wunder geschehen. Sie wurden enttäuscht, denn ich blieb widerspenstig unnorm.

Im wöchentlichen Religionsunterricht der Hamburger Sonderschule Hirtenweg wurden wir Schüler mit Geschichten aus dem ‚Schild des Glaubens‘ traktiert.

In diesem pädagogischen Standardwerk zur religiösen Erbauung standen die reich illustrierten Überlieferungen der christlichen Wunderheilungen im Mittelpunkt. Die Heilung des Lahmen, die Heilung des Blinden, die Heilung des Taubstummen, die Heilung des Epileptikers, die Heilung von Geschwüren – es nahm kein Ende, bis das Schuljahr vorbei war.

Eingerahmt von Sinngebenden Merksätzen wie „Durch Hoffen und Stillsein werdet ihr stark sein“ oder „Ob du musst gleich hier tragen viel Widerwärtigkeit, noch sollst du nicht verzagen, er hilft aus allem Leid“ erfuhren wir behinderten Schüler, wie Wunder funktionieren. Untergejubelt wurden Werte wie Demut und Schuldbewusstsein. Im Unterricht hieß es: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“ Dazu das passende Wunder: Jesus sei „auf Erden Sünden zu vergeben. Und er sprach zum Gelähmten: Ich sage Dir, stehe auf und hebe dein Bett auf und gehe heim. Und alsbald stand er auf vor ihren Augen.“

Die wie auch immer geartete Verfehlung ist vergeben und damit die Behinderung verschwunden. Dahinter steckt eine Botschaft, die schlechtes Gewissen garantiert, obwohl niemand aus der Schulklasse hätte sagen können warum.

Der Glaube versetzt Berge behauptete unsere Religionslehrerin. Die Berge waren uns ziemlich egal, aber niemand hatte gelernt, dass die Behinderung völlig in Ordnung sei. Im Gegenteil begegnete uns in fast jeder Episode die Gleichsetzung von Behinderung und Leid, von gut und böse. Deshalb beeindruckten uns tatsächlich biblische Geschichten wie diese: „In Lystra war ein

Lahmer, der hörte Paulus reden; und Paulus merkte, das er glaubte, ihm könnte geholfen werden. Er sprach zu ihm mit lauter Stimme. Steh auf deinen Füßen! Und er sprang auf und wandelte.“

Zwanzig Jahre später ging ich auf eigenen Füßen durch die Stadt – was kein Wunder war – und stolperte (was hin und wieder passiert) in diesem Fall über die Ankündigung für einen „Segnungs- und Heilungs-Gottesdienst“ in einer Kirche in Hamburg-Eppendorf. Versprochen wurde Gesundheit durch Fürbitte, Segnung und Handauflegen. Ich habe den zuständigen Pastor ironisch angeschrieben und gefragt, ob die Chancen auf ein Wunder jetzt zur Weihnachtszeit besonders gut stünden, wie die Erfolgsaussichten stehen für jemanden, der nur zu Taufen, Hochzeiten oder Beerdigung die Kirche betritt und wie nah – wie versprochen – ich dem Herrn denn käme? Die Antwort kam prompt und im ernsthaften Ton: Bei entsprechender Demut und unbedingten Glauben sei die Hoffnung auf Heilung unerschütterlich gegeben.

Wiederum gute zwanzig Jahre später, es ist Herbst 2010, bemerke ich durch Zufall, dass der Malteser Hilfsdienst von April bis Oktober aus vielen Regionen Deutschlands Sonderzüge fahren lässt, die mit schwer behinderten Menschen und ihren Begleitern besetzt sind. Die meistens einwöchigen Reisen starten in Hamburg, Frankfurt oder München. Zielort: Lourdes.

Eine französische Künstlerin äußerte in einer aktuellen TV-Dokumentation über ungewöhnliche Sammelgewohnheiten, Lourdes sei der vielleicht verkommenste Ort in Frankreich, aber der unglaubliche Kitsch in allen Variationen ziehe sie immer wieder an. Diese Anziehungskraft jenseits des religiösen Glauben hat Tradition: Der berühmte französische Schriftsteller Émile Zola, dessen primäres Ziel die Darlegung politisch-sozialer Missstände war, setzte schon 1894 in seinem Zyklus ‚Die drei Städte‘ Lourdes an erster Stelle vor Rom und Paris. In diesem Roman beschreibt er realitätsnah die fünftägige Pilgerreise per Zug von kranken und behinderten Menschen mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen. Für seine Darstellung ohne Verklärung erntete Zola wütende Kritik.

Ganz anders erging es dem österreichischen Erzähler Franz Werfel. Er publizierte nach seiner Flucht in die USA 1941 den Roman ‚Das Lied von Bernadette‘, der als Buch und kurz darauf als Film ‚made in Hollywood‘ sofort ein großer Publikumserfolg wurde – und bis heute immer wieder als Vorlage für (rührselige) erfolgreiche Verfilmungen der als Wunder deklarierten angeblichen Erscheinung der Mutter Gottes in Lourdes dient.

Jahr für Jahr reisen mehrere Millionen Menschen nach Lourdes, darunter Zehntausende kranker oder behinderter Personen. Das 16.000-Einwohner-Städtchen hat nach Paris die zweithöchste Zahl an Hotelbetten und Übernachtungen in Frankreich. Der Tourismus floriert. Immer wieder gibt es Meldungen von Wunderheilungen, die medizinisch nicht erklärbar sein sollen. 30.000 solcher

Heilungen soll es bisher gegeben haben, 6.000 sind dokumentiert, 2.000 können Mediziner nach Angaben der Wallfahrtsstätte nicht erklären. (9)

Nati Radtke aus der Behindertenbewegung beschreibt in ihren Erinnerungen eine Fahrt nach Lourdes als „Tour des Schreckens“. Sie erlebte sie als Fünfjährige:

„An die Grotte kann ich mich auch noch erinnern. Aber vor allem an das Bad. Wir gingen am nächsten oder übernächsten Tag zum geweihten Wasser. Meine beiden nicht behinderten Schwestern mussten vorsorglich auch mit. Männer und Frauen kamen in zwei getrennte Bäder. In einer Vorhalle mussten wir uns ausziehen bis auf die Unterwäsche. Danach wurde ich allein in eine Kabine gebracht. Da war eine große Badewanne und zwei Nonnen. Sie packten mich und rissen mir die Wäsche vom Leib und schmissen mich in die Wanne. Sie tauchten mich unter und ich glaubte, sie wollten mich ertränken. Ich schrie wie am Spieß. Dann zogen sie mich an den Haaren hoch und drückten mein Gesicht an eine Figur der Mutter Gottes, ich sollte sie küssen. Dann stießen sie mich wieder unter Wasser. Das geschah dreimal.“

„Später“ - so fährt Nati Radtke fort – „nahm meine Mutter die Wunder-Aktionen in unserer nächsten Umgebung vor. (...) Ein Beispiel: Ich musste unter dem Grab des heiligen Georg in Bamberg durchkriechen, der für seine Wunderheilungen bekannt war. Dabei immer wieder ... die sehnsüchtigen Augen meiner Mutter. Und der Satz: ‚Kind, du weißt schon, was du dir wünschen musst.‘“ Doch alle Versuche halfen nichts, das Wunder blieb aus und die Behinderung bestehen. Nati Radtkes rückblickendes Fazit: „Ich fühlte mich schuldig.“ Denn: „Es konnte nur an mir liegen.“ (10)

Schnee von gestern ist das nicht. In einem ‚Zeit‘-Artikel, erschienen im Oktober 2010, notiert die Autorin, unterwegs in Lourdes als Begleiterin behinderter Kinder aus einem Sonderzug der Malteser, dass ihr Schützling „ins Wasser getaucht wird und dann eine Statue der Maria küsst.“ Aber auch das Menschenbild der wohlthätigen Pilgerin sollte von gestern sein - und ist es dennoch nicht. Als sie zu Reisebeginn am Bahnhof steht und beobachtet, wie die Busse aus zwei Heimen vorfahren und die Kinder aussteigen, schreibt sie abfällig, als würde vor ihren Augen eine für sie abschreckende Freak-Show inszeniert:

„Manche Kinder sehen furchtbar aus. Die Arme sind zu kurz, die Köpfe zu groß. Manche stoßen laute Schreie aus, ein Mädchen wippt mit dem Oberkörper ununterbrochen und macht eine Verbeugung nach der anderen, wobei sie sich aufgeregt in die Hand beißt, eine kleine Gestalt sitzt auf dem Boden und dreht sich dauernd im Kreis.“ (11)

Je auffälliger die Behinderung, desto größer der wohlthätige Verdienst. Die pilgernde Autorin gibt zu: Wenn sie von einer individuellen Lourdes-Reise erzählen würde, könnte sie sicher sein, ihre Bekannten würden sich an die Stirn tippen. Aber wenn sie vom Plan berichtet, mit behinderten

Kindern die Wundergrotte zu besuchen, ernennt sie Respekt. Also bucht sie den Sonderzug nach Lourdes. Die behinderten Kinder sind Vehikel zur eigenen Erbauung.

In Frankreich sind im Alltag wenig behinderte Menschen zu sehen. Der zentrale Platz in Lourdes gleicht jedoch tagein tagaus einem internationalen Sportfest von Leuten im Rollstuhl. Bei genauer Beobachtung allerdings mit einem zentralen Unterschied: Die behinderten Personen strotzen vor Passivität und Ergebenheit. Alle Aktivitäten sind abgeben, man und frau setzt auf die vielen Helfer vor Ort.

Der Helfertrieb steigt um 300% an, sobald die heiligen Gassen erreicht sind. Und wenn man diese verlassen hat, ist er genauso wieder wie weggeblasen.

Je näher wir Basilika und Grotte kommen, desto weniger dürfen wir stehen bleiben, weil gleich Helfer herangestürzt kommen, um ungefragt weiter zu schieben. Überall die ‚barmherzigen Schwestern‘, Nonnen, die wie Greifvögel hinter dem Rollstuhl hängen und mit ihrer ‚Beute‘ kreuz und quer über den Platz stolzieren.

Wer als behinderte Person durch Lourdes läuft, ist immer potentiell jemand, der auf Heilung hofft. Daran ändert auch der immense touristische Auftrieb samt Kitsch-Supermärkten nichts, in denen von Kegelsportvereinen die Mitglieder mit dem geschätzten Durchschnittsalter von 60 bis 70 Jahren – und deshalb fast alle mit Klappstühlen unterwegs – ihre Vereinskasse leeren. Wer dem gängigen Behindertenbild vor Ort widerspricht, wird nahezu verfolgt: Man soll vor dem Fotoapparat Hände schütteln oder mit jemanden ein paar Schritte machen, festgehalten von der Videokamera. Unvermutet kommt der Gedanke, da will sich wer die Exklusivrechte für die nächste Wunderheilung sichern. Denn in der Luft hängt ein permanenter Heilungsgeruch, der Unwohlsein provoziert. Um sich dem zu entziehen, hilft nur eines – die Abreise.

Anmerkungen

- (1) Zum Gedenken an Dr.h.c. Berta Bobath und Dr.med. Karel Bobath, hrsg. v. der Vereinigung der Bobath-Therapeuten Deutschlands e.V., München 1991
- (2) Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, bearb.v. Werner Betz, Tübingen 1981
- (3) ‚FR‘, 27.Okt.2010
- (4) Gabriela Signori, Wunder. Eine historische Einführung, Frankfurt/New York, 2007
- (5) Karl-Heinz Repp, Der Schatz aus dem ‚Wundersee‘. In: Gesund. Beilage im Hamburger Abendblatt, 20. August 2010
- (6) Bernhard Albrecht, Inoperabel ? in: Geo 18/2010, S.148
- (7) Überschrift zum ‚Die Zeit‘-Beitrag/Rubrik ‚Wissen‘ von Ulrich Bahnsen, 15. Juli 2010
- (8) Martin Spiewak, Aus Liebe zum Leben. in: Die Zeit, 20.Januar 2011
- (9) nach Frankfurter Rundschau, 16.August 2010
- (10) Zitate aus ‚Krüppelzeitung‘, Mai 1983
- (11) Sophie von Maltzahn, Mein Wunder von Lourdes. In: Die Zeit, 21. Oktober 2010